

Zeitschrift: Solothurnisches Wochenblatt

Herausgeber: Franz Josef Gassmann

Band: 5 (1792)

Heft: 18

Artikel: Etwas aus dieser Woche

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-820016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstags den 5ten May, 1792.

N^o. 18.

Etwas aus dieser Woche.

Noch schallt in meinem Ohr die Trommel, immer ferner, wie verhalltes Donnergemürmel. — Sie zogen aus unsere Krieger, Heldenmuth im Gesichte, den Schweizerarm fest am Gewehr. — Des Vaterlandes Stimme geboth, und siehe! Die Scharen wallten herbey, wie Fingals Helden in den Tagen der Vorzeit, wenn Gefahr den moosichten Thürmen von Selma drohte. — Nicht blutige Raub und Mordgedanken wandeln, wie Schatten, in den Seelen der Krieger; Nein, Ruhe, Sicherheit und Wohl des Vaterlandes ist der Zweck ihrer Schritte. — So zieht dann hin ihr gewaffneten Auserwählten, Glück sey mit euch; steht fest, wie Schweizergebirge an Dornecks Gränzen, voll von dem Gedanken eurer Väter, die den Namen dieser Gegend durch ihre Heldenthaten verewiget haben. — Gottes Machtarm decke Euch mit seinem Schild, führe Euch bald zurück in den Schoos des Friedens!

Da ich so gern jeden Zeitstoff ergreiffe, um meine Blätter von dieser Seite nützlich und interessant zu machen, so wird es auch hier keine Ausschweifung

seyn, wenn man gegenwärtig etwas über Vaterlands-
liebe und Gesellschaftsgeist einrückt, zumal, da aus
diesen zwei Quellen Tuggerkeit, Heldenmuth, und alle
Kriegstugenden entspringen.

Im weitesten Sinn ist Liebe zum Vaterland eine
Neigung und Empfindung, die allen Menschen von
der Natur eingesetzt ist, und bey solchen Menschen
sich am stärksten äußert, die sich durch Kultur noch
am wenigsten von dem Naturpfad entfernt haben.
Sie ist bey dem rohen Naturmenschen eine gewisse
instinktartige Anhänglichkeit an Ort und Gegend, wo
er gebohren und erzogen worden, und an die Gegen-
stände, die er von Jugend auf gesehen, an die er
sich gewöhnet hat. Dieser Instinkt kann bey einigen,
wenn sie in der Fremde sind, so stark werden, daß
seine Wirkungen nicht selten tödlich sind. Wir Alpen-
söhne nennen diese Krankheit das Heimwehe, und
man hat dabei bemerkt, daß diejenigen am gewöhn-
lichsten davon hingerast werden, deren Zustand und
Lebensart der rohen Natur am nähsten kommt.

Zwar ist es nicht meine Meinung, die Vaterlands-
liebe, solang sie nur blos Instinkt ist, zu einer gro-
ßen und rühmlichen Tugend zu machen, denn dazu
gehören große wohlthätige Endzwecke, thätiges, wei-
ses Bestreben, sie zu erreichen; Einsicht seiner Pflicht,
Überlegung — und nicht bloser Naturtrieb. Indessen
dünkt mich auch das ein Erfahrungssatz, daß Vater-
landsliebe aus Einsicht ihrer Pflichtmäßigkeit allein,

nicht

nicht sehr wirksam und anseuernd wäre, wenn der Naturtrieb ihr nicht Eifer, Muth und Stärke mittheilen würde.

Außer der Unabhängigkeit an den Geburtsort, hat uns die Natur noch einen andern Trieb eingepflanzt, der uns zur Vaterlandsliebe anfacht; es ist der Trieb zur Geselligkeit. Einsam, von aller menschlichen Gesellschaft entfernet, was würde der Mensch seyn? — noch dünn, wild, stark, gefräßig, gewalthätig, mörderisch — ein Raubthier mit den Anlagen ein Mensch zu seyn, ohne Anlaß und Vermögen, diese Anlagen zu entwickeln; denn ohne Gesellschaft wären Weisheit, Erfindung, Künste und jede Tugend der Menschenliebe unmöglich. Vlos dem Trieb zur Geselligkeit hat man's zu verdanken, daß sich die Menschen an einander schlossen, erst in kleinere, dann in größere Gesellschaften. Der noch stärkere Trieb der Selbstliebe unterstützte und belebte denselben; denn je mehr Menschen und je näher sie sich zusammen hielten, desto leichter war es ihnen, durch Zusammensezung ihrer Kräfte, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und sich vor Gefahr und Schaden zu schützen. Sie suchten daher ihre Verbindung immer sicher und fester zu machen. Die Gesellschaft hatte einen Knoten nöthig, der die Theile zusammen knüpfte, damit das Ganze bestehen könnte; denn die Glieder der Gesellschaft geriethen unter sich selbst in Zwist. Stärkere Fäuste, bessere Waffen, größere Anzahl der ein-ten Parthey siegte; die schwächere musste allemal verlieren und Unrecht haben. Es war des Rauffens

und

und Schlagens kein Ende, nirgends Ruhe und Sicherheit; die Gesellschaft konnte so nicht bestehen. — Aber alles besteht durch Weisheit und Macht. Man übertrug den Verständigsten das Amt, Privatzwiste zu entscheiden und zu rathen, was der Gesellschaft nützlich und zuträglich sey. Da gab es Väter, Volkslehrer, Rathgeber, die herrschten durch Weisheit; aber diese Herrschaft war zu schwach. Ihre Aussprüche kränkten den Eigennutz, empörten den Stolz, man gehorchte nicht; die Macht, Ungehorsame zu zwingen und zu strafen, fehlte ihr. Es ist also nicht genug, schloß man aus Erfahrung, daß ein oder mehrere Weise das Haupt der Gesellschaft seyen, sie müssen auch Macht besitzen, oder man muß sie mächtig machen. Man trat zusammen, überlegte, und beschloß — Alle Glieder der Gesellschaft setzen ihre Kräfte zusammen, vertrauen sie ihrem Oberhaupt zum Gebrauch, die Widersprüchigen zu zwingen oder zu strafen, und jedem innerlichen und äußerlichen Feind auf diese Art Widerstand zu thun. So entstand nun ein Herrscher oder bey Mehreren die Regierung; sie ward der Mittelpunkt, wo sich alle Kräften der Gesellschaft vereinigen, und aus welchem sie sich wieder über die Gesellschaft, zum Nutzen des Ganzen, oder einzelner Theile verbreiter — Das Herz des Staatskörpers. — Welche gesunde Menschenseele wird nicht mit aller Innigkeit an einer Gesellschaft, an einem Land hängen, wo sich so viele Vortheile zum sichern Lebensgenuss vereinbaren?

Nebst dem hat der Mensch noch andere Triebe, die zur Erweckung und Stärkung der Vaterländs-

liebe mitwirken. Bey allem Verderben der Natur
sehen wir, daß wir nicht allein mit eigenliebigen
sondern auch mit solchen Empfindungen begabt sind,
welche uns zu einer thätigen Theilnehmung am Glück
und Unglück unsrer Nebenmenschen geschickt machen,
und uns antreiben, zum Glück der Gesellschaft wirk-
sam zu seyn. — Jene wohlwollenden und mitleidigen
Empfindungen, jenes selige Gefühl beym Bewußt-
seyn, zum Glück anderer beygetragen zu haben, das
uns für alle Mühe hinlänglich belohnt, wenn uns
auch mit Undank vergolten wird. Jene Begierde,
jenes Streben nach Ehre und Ruhm — nach der
Glückseligkeit von seinen Mitmenschen geliebt und ge-
achtet zu werden, und durch wichtige Dienste oder
große Thaten den Dank und das Lob des Vaterlands
zu verdienen. Welche Triebsfedern! Dank und Lob
eines ganzen Volkes, Ehre, Ruhm, welche Namen!
Wer kann dabei unempfindlich bleiben? Welche Gü-
ter? Wer wünschet sie nicht zu besitzen? Und
diese Güter hängen von der Meynung ab, welche un-
sere Mitbürger von uns haben. Das Vaterland giebt
und theilt sie aus. Dies ist es, was Vaterlandsliebe
nicht nur reizt und stärkt, sondern oft bis zur Leid-
enschaft, bis zum Enthusiasmus erhebt, der dem
Vaterland Gut und Blut, Leib und Leben aufopfert.
Wer von solchen Trieben nichts bey sich selber empfin-
det, der ist schon unter die Natur des Menschen
herabgesunken, und nicht werth, daß man ihm Be-
weise aus der römischen oder griechischen Geschichte
vorlege.

So wie uns natürliche Triebe zur Vaterlandsliebe ermuntern, so thut es auch die Vernunft, indem sie uns sagt, daß nichts billigeres sey, als daß wir die Vortheile, welche wir der Gesellschaft, in welcher wir leben, zu danken haben, so viel wir können, erwiedern, und zu ihrem Bestehen und Wohlstand all unser Mögliches beytragen.

Mit der Natur und Vernunft vereinigt sich auch die Religion; ihr erstes Gesetz ist Menschenliebe — Menschenliebe im ausgebreitesten Sinn, die allen so viel Gutes thut, als sie kann. Sie reiniget und veredelt also die Vaterlandsliebe, indem sie ihre Bekenner lehret, daß sie aus Parthenlichkeit für ihr Vaterland nicht ungerecht gegen andere seyn dürfen, wie die Römer und Griechen es waren. Sie sorgt für die Grundpfeiler der Wohlfahrt eines Staats, indem sie jedem Theil desselben seine Verrichtung anweiset, und den Regenten sowohl als den übrigen Gliedern des Staats diejenigen Pflichten vorschreibt, deren Beobachtung die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft befördert.

Die Vaterlandsliebe ist also eine Pflicht, wozu uns Natur, Religion und Vernunft verbindet. — Das Vaterland lieben, heißt, den Wohlstand desselben wünschen und befördern; es heißt, die bürgerlichen Pflichten erfüllen, die einem nach seinem Stand und Posten obliegen; es heißt, nach seinen bessern Einsichten, bey allen Anlässen, dasjenige sagen und thun, was zum Besten der ganzen Gesellschaft nöthig und gütlich ist. Wer dies mit Eifer, Muth und Standhaftigkeit thut, ist — ein Patriot.